



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

und der Technik sprechen können, so hat die Mathematik das Hauptverdienst daran. Wie sehr hat Schopenhauer ihren Wert verkannt, als er mit scharfem Spott von ihr sagte, sie könne höchstens den Nutzen haben, flatterhafte Köpfe an Aufmerksamkeit zu gewöhnen. Wir wissen, daß sie zum vollen Verständnis unserer gegenwärtigen Kultur nötig ist. Und wenn „allgemeine Bildung“ die Fähigkeit bedeutet, unsere gesamte Kulturentwicklung zu verstehen, dann ist für alle, welche darauf Anspruch machen und in diese Entwicklung eingreifen wollen, ein gewisses Maß an mathematischen Kenntnissen unerlässlich.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Jubiläum

**Der siebzigjährige Rosegger.** Der Kaulender, der ja in solchen Dingen als zuverlässig gilt, behauptet, daß der steirische Waldbauernbub am 31. Juli siebzig Jahre alt wird. Man will es nicht recht glauben, wenn man es hört. Den Rosegger Peter, der Zeit seines Lebens ein Träumer gewesen ist mit der Seele eines Kindes, eine Kampfnatur mit dem Temperament eines Zwanzigjährigen — den sollen wir auf einmal als Jubelgreis im Silberhaar wiederfinden? Nein, da muß irgend etwas nicht stimmen. Freilich, daß hinter dem Märchenerzähler und Träumer und Sinnierer Rosegger ein Mann sich birgt, den das Leben zu köstlichster Reise hat emporschwimmen lassen, das wußten wir längst. Ein Mann ist der Peter tausendfach gewesen, seitdem er über die Zwanzig hinaus ist. Aber ein Greis? Nie und nimmermehr. Dazu hat niemand weniger Anlage als der Kriegslacher Bauernsohn, der noch heute so wettern und stürmen und juchzen kann wie ein eben flügge gewordenes Menschenkind.

In der Tat: die unerhörte Jugendlichkeit dieses Mannes ist vielleicht der erstaunlichste,

ganz gewiß aber der wertvollste Zug seiner menschlichen und dichterischen Persönlichkeit. Man muß unter den heutigen Poeten deutscher Zunge weit, sehr weit umhersuchen, ehe man jemanden findet, der zu den Erscheinungen der Umwelt auch nur annähernd ein so unmittelbares Verhältnis hat wie dieser Peter Rosegger. Er ragt in unsere „literarisch“ verseuchte Epoche wie das Sinnbild einer besseren Zeit, in der die geistreiche Konstruktion weniger und die persönlich menschliche Beziehung zu den Dingen mehr galt als heute. Was unserer ratlosen, von Skeptizismus und quälendem Abstraktionsbedürfnis geplagten Literatur fast nirgends gelingen will: aus dem eigenen Erleben heraus unmittelbar dichterisch zu gestalten — das fällt diesem Bauernspröß, diesem Autodidakten wie ein Gottesgeschenk in den Schoß. Gesehenes und Erlittenes, Geträumtes und Erlauschtes wandelt sich ihm ganz von selbst in das lautere Gold der Poesie. Er hat es niemals nötig gehabt, die Kunst der deutschen Poeterei in geheimnisvollen Laboratorien zurecht zu destillieren. Er hat niemals in literarischen Caféhäusern umhergesehen und sich den Kopf mit blaßblütiger Problematik vollgepropft. Er ist

zum deutschen Liede nicht erst auf dem Umwege mühseliger Abstraktion gelangt. Aber seine Gesichter fällt wie selbstverständlich der Sonnenstrahl edelster Kunst, sobald sie nur aus seinem Innern herausdrängen und in die Umwelt projiziert werden. Es mag altmodisch klingen und das Lächeln unserer „Intellektuellen“ heraufbeschwören, aber es ist deshalb nicht weniger gültig: Peter Rosegger ist als Dichter so stark, so unverbraucht und so jugendlich, weil er zu der großen Lehrmeisterin aller Kunst, zur Natur in den intimsten Wechselbeziehungen steht. Sie gibt ihm, wie die Mutter Erde dem Antäus, seine beste Kraft. Sie läßt ihn jung und fröhlich bleiben bis über die Siebzig hinaus. Sie strömt auf ihn jenen Duft unmittelbarer Keuschheit aus, der, von Homer bis Goethe, noch immer den wahrhaftigen Dichter gekennzeichnet hat. Sie schützt ihn vor Stubenhocker-Krankheiten, vor Gedankenblässe und müder Entel-Resignation. Und sie allein macht ihn zu dem, was er ist und bleiben wird überall, wo deutsche Herzen schlagen und deutsche Worte gesprochen werden: zum Sänger des deutschen Waldes.

Der Sänger des deutschen Waldes. Was Rosegger seinem Volke als Dichter bedeutet, das liegt in dem einen Worte. Sein fast schon klassisch gewordenes Buch vom „Waldschulmeister“ ist auch heute noch ein kostbares Juwel aus der Schatzkammer deutschen Schrifttums. Seine ganze reiche Seele ist darin, seine große Menschheitsliebe, sein keuscher Glaube und sein bezaubernder ethischer Optimismus. Der arme Waldbauernbub, der ohne Schutzzeug und mit zerrissenen Hosen durch die steirischen Wälder strich, der tagelang unter grünen Laubdächern träumte und mit großen, fragenden Augen in eine wundervoll rätselhafte Welt hineinstarrte, der sich eins wußte mit allem, was lebendig war in den Bergen und Tälern seiner Heimat, der die Sprache der Tiere verstand und das Rauschen der Bäche und das Donnern der Lawinen und die lodenden Stimmen des Windes, der, ein wilder und doch begnadeter Schöpfung, im Zaubergarten einer großen Natur seinen Glauben, seinen Gott, seinen eigenen Menschen suchte und fand — der ist es, der dies köstliche Buch erdacht und ge-

schrieben hat. Kein Satz ist darin, der nicht Fleisch von seinem Fleisch, der nicht Blut von seinem Blut hätte. Aus der prachtvollsten Bildsprache wächst eine Welt vor uns auf, die auch das Unbeseelte zu beseelen, zu adeln, zu verklären weiß. Jeder armselige Kohlenbrenner, jeder Hirtenbube, ja, jedes Tier, jeder Strauch, jeder Fels bekommt sein eigenes Gesicht, seine eigene Sprache. Alle Stimmen des deutschen Bergwaldes werden lebendig und einen sich zu einer beglückenden Sinfonie, die im letzten Grunde nichts anderes ist als ein grandioses *Te deum laudamus*. Den nüchternsten Leser wird immer wieder die selbstverständliche Leichtigkeit verblüffen, mit der sich dem Dichter auch die nebensächlichsten Dinge unter den Händen in funkelndes Leben verwandeln. Da gibt es überhaupt keine toten Strecken. Da ist die Fülle der Gesichte restlos im Poetischen aufgegangen. Da ist alles übersonnt und warm durchleuchtet von dem ethischen Adel eines Genius, der auserwählt ward unter Tausenden.

Natürlich soll hier nicht um jeden Preis eine Rückkehr zur Natur im Rousseauschen Sinne gefordert werden. Das hieße, die große und gütige Toleranz Peter Roseggers gründlich mißverstehen. Eines schickt sich nicht für alle. Hier so wenig wie anderswo. Dem vom Erleben mitgenommenen und zerfaserten Großstadtmenschen liegen andere Dinge, andere Probleme, andere Zusammenhänge näher als die keuschen Träume des steirischen Bauernjungen und Gottsuchers. Ein Sich-Selbst-Zurückschrauben auf primitivere Anschauungsformen gibt es nun einmal nicht. Wer dazu verdammt ist draußen zu bleiben, der wird sich auch mit blutenden Händen keinen Einlaß ertrogen können. Aber wenn er sich in der Ratlosigkeit und Leergebranntheit seines Daseins einen Gefühlsrest für menschliche und poetische Werte bewahrt hat, dann müßte er blind und taub sein, sofern ihn vor der Roseggerischen Märchenwelt, wie sie im „Waldschulmeister“ und in zahllosen anderen Büchern leuchtet, nicht eine tiefe Sehnsucht und eine ernsthafte Glücksahnung überkommt.

Wir können und wollen das natürliche Pathos des Roseggerischen Jubeltages gerechterweise nicht bis zu der Feststellung steigern,

daß bei dem steirischen Dichter, und nur bei ihm, die Götter zu finden sind, nach denen unsere Zeit verlangt. Aber wir wollen uns trotzdem nicht des Bekenntnisses schämen, daß es eine große und herrliche Sache ist, einen so starken, so aufrechten und vor allen Dingen so „unliterarischen“ Dichter wie Peter Kosegger unter uns zu wissen. Die Krämpfe, die unsere mühselige und beladene Gegenwart schütteln, sind leichter zu ertragen in der Gewißheit, daß die unbestechlichen Augen eines Peter Kosegger darüber wachen. In alle Dumpfheit und Niedergeschlagenheit unseres literarischen Lebens fällt der helle und adlige Optimismus dieses Mannes und seines Werkes wie ein Hoffnungsstrahl. Wenn irgendeiner aus dieser Zeit würdig ist, die unsichtbaren Attribute mythischer Dichtersherrlichkeit zu empfangen, so ist es der Sänger und Herold der grünen Steiermark.

Darum laßt uns fröhlich sein und den siebzehnjährigen Waldbauernbub mit fröhlicher Zuversicht grüßen.

Dr. Arthur Westphal in Berlin

### Genealogie

**Semigotha.** Die nachfolgende Veröffentlichung soll die Reihe der Darlegungen irrthümlicher Zuschreibungen alter, christlicher Geschlechter zum Judentume seitens des „Semigotha“ zum Abschluß bringen. Der Grund zu der langen Unterbrechung seit meiner letzten Darlegung über den Gegenstand in dieser Zeitschrift liegt darin, daß ich den mir seitens der betreffenden Geschlechter noch zur Verfügung gestellten Stoff erst einer sorgfältigen Prüfung unterziehen mußte. Möglichste Kürze erscheint aber nunmehr geboten. Zudem hat der Verlag des Unternehmens: der Kyffhäuserverlag, Zechner & Co., München 23, im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel von Anfang Juni des laufenden Jahres angekündigt, daß eine neue Auflage des Bandes im Herbst 1913 erscheinen werde. Es dürfte somit der Billigkeit entsprechen, abzuwarten, inwieweit die Schriftleitung vorgekommene Irrtümer berichtigen, die von den verschiedensten Seiten gegebenen Nachweise falscher jüdischer Zuschreibungen berücksichtigen oder letztere ihrerseits zu stützen suchen wird.

Einige solcher irrthümlichen Zuschreibungen hat die Schriftleitung des Semigotha inzwischen bereits als solche anerkannt, so durch Schreiben vom 3. Dezember 1912 (Neue Preussische (Kreuz-)Zeitung, Nr. 127 vom 16. März 1913) diejenige der durch Erhebung vom 6. Juli 1863 in den Sachsen-Coburg und Gotha'schen Adels- und Freiherrenstand gelangten Freiherren von Lachmann-Falkenau. Karl (Christian Richard) Lachmann, geboren 1814 zu Greiffenberg, Herr auf Sponsberg und Wingendorf, Fideikommißherr auf Falkenau im Kr. Strottkau, war es, der nicht nur diesen Gnadenakt, sondern, im November 1864, auch die preussische Genehmigung zur Führung des Freiherrentitels erhielt. Die Behauptung des Semigotha: „Askenases, nun evang.; konvertiert um 1800“ ist rein willkürlich und stützt sich anscheinend ausschließlich auf die allerdings unleugbare Tatsache, daß der selige Herzog Ernst der Zweite von Sachsen-Coburg und Gotha, der Ertheiler des vorstehenden Diplomes, während seiner langen Regierungszeit Standeserhebungen und Gnadenakte in reicher Zahl, darunter auch an viele wohlhabende Juden oder Nachkommen von solchen, ausgeteilt hat, die in ihrem Heimatsstaate zu einem Adels- oder gar einem Freiherrnbrieft kaum hätten gelangen können. In Wahrheit sind die hier in Rede stehenden Lachmann ein angesehenes Geschlecht der Stadt Greiffenberg in Schlesien und dort als Mitglieder des Rates und Inhaber öffentlicher Ehrenämter seit Jahrhunderten nachweisbar, d. i. bis in eine Zeit, in der Juden noch keine Familiennamen führten, geschweige denn dort Bürgerrechte erlangen konnten. Die Stammreihe des Karl (Christian Richard) Lachmann beginnt mit einem Christoph Lachmann, Ratsgeschworenen und Zunftältesten zu Greiffenberg, geboren 1662, gestorben 1723, und ergibt, daß auch durch Verschwägerungen kein jüdisches Blut eingedrungen ist. Ich bin im vorstehenden absichtlich, um ganz unparteiisch zu sein, dem Wortlaute der, für die neue Auflage des Semigotha zwischen den Beteiligten vereinbarten, Berichtigung im wesentlichen gefolgt, möchte aber besonders betonen, daß ich den mir zur Verfügung gestellten Stoff

auf das Sorgfältigste nachgeprüft und die vorstehenden Angaben der „Berichtigung“ durchweg als zutreffend gefunden habe. Der Name Lachmann ist in dem Städtchen Greiffenberg und seiner Umgebung noch jetzt als Bürger- und Bauernname sehr verbreitet. Die Stammreihe läßt sich über den erwähnten Christoph hinaus lediglich deshalb nicht mit Bestimmtheit weiter zurückführen, weil die Kirchenbücher für die Mitte jenes Jahrhunderts eine Lücke enthalten. Indessen kommt vor dieser Lücke der Name Lachmann in den ältesten Kirchenbüchern von Greiffenberg (1620 bis 1654) bereits neunzigmal, davon für die Stadt Greiffenberg selbst siebenundfünfzigmal, vor, ebenso in den Kirchenbüchern des benachbarten Friedersdorf (1654 bis 1690) hundertundachtundachtzigmal. Die unmittelbaren Vorfahren des ersten Freiherrn von Lachmann haben an dem Aufschwunge der Leinenmanufaktur in den schlesischen Gebirgen einen erheblichen Anteil. Einer von ihnen, Karl Christian, geboren 1740, gestorben 1815, der von Friedrich dem Großen zum königl. Konferenzrat ernannt wurde und 1791 die für Nicht-Edelleute seltene Erlaubnis zum Erwerb eines Rittergutes erhielt, bewirkte durch seinen Opferrmut noch als Greis die Befreiung Greiffenbergs von der auf die Stadt gelegten, für sie unerschwinglichen Kriegskontribution. Ihm gegenüber, als dem Führer einer Dankesabordnung der Stadt an Friedrich den Großen für den Aufbau des 1782 abgebrannten Greiffenberg, sind übrigens des Königs berühmte Worte gefallen: „Ihr habt nicht nötig, Euch bei mir zu bedanken. Es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Untertanen aufzuhelfen: dafür bin ich da.“ Das Geschlecht ist mit dem Erwerb des Freiherrnstandes im Jahre 1882 im Mannesstamme bereits wieder erloschen, da der einzige Sohn auf dem Schlachtfelde von Mars-la-Tour bereits gefallen war. Es leben aber noch zwei Töchter, die in sehr vornehme, titulierte Uradelsgeschlechter Schlesiens hineingeheiratet haben, ebenso wie die Verbindungen des Geschlechtes schon in den früheren Geschlechtsfolgen bis zum Jahre 1790 hinauf fast ausschließlich in Allianzen mit angesehenen, altadligen Geschlechtern

(v. Achtritz, v. Fischer, v. Brochem, Fehr, v. Roth, v. Ohlen, Gf. v. Schlippenbach, Pauncefote a. d. H. der Lords Pauncefote of Preston) bestehen.

Ein weiteres Geschlecht, dem der Semigotha mit der Behauptung jüdischer Abstammung sicherlich unrecht tut, ist dasjenige des 1888 vom Kaiser Friedrich dem Dritten durch den Adel und Freiherrenstand ausgezeichneten Staatsministers, vormalig Ministers für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, **Robert Lucius Freiherrn von Ballhausen**, der den mit dem Freiherrentitel verbundenen Beinamen „von Ballhausen“ zugleich mit dem obigen Gnadenakte nach seinem Gute Groß- und Klein-Ballhausen bei Straußfurt erhielt und ursprünglich Robert Lucius hieß. Der Semigotha führt unter der Überschrift: „(Hecht) Lucius von Ballhausen aus dem Stamme Levi“ aus, das Geschlecht sei „vielleicht eine von Samuel Gelfhäuser zum Hecht 1550 abstammende Fortsetzung der alten Rabifamilie Epstein (1392) zu Frankfurt a. M.“, „Lucius“ sei eine Übersetzung von „Hecht“ und Robert Lucius sei ein Sohn des „Fuldaschen Händlers Hecht mosaischen Glaubens“ und als solcher am 20. Dezember 1835 zu Erfurt geboren. Richtig ist, daß das lateinische Wort „lucius“ eine Fischart und, nach Ansicht mancher Gewährsmänner, den Hecht bedeutet. Das gewöhnlichere Wort scheint aber „esox“ zu sein. Die Schriftleitung des Semigotha ist also anscheinend durch die Bedeutung des lateinischen Wortes „lucius“ zu der Annahme von der jüdischen Abstammung des Geschlechtes gelangt. „Lucius“ ist aber auch ein weit verbreiteter lateinischer Name gewesen (z. B. „Lucius Sulla“) und bedeutet als solcher soviel wie: „am Tage geboren“ (abgeleitet von lux = Licht; Gegensatz zu: „in der Nacht geboren“). Ein Familienname „Lucius“ braucht also keineswegs notwendig eine Verlateinung von „Hecht“ zu sein, ganz abgesehen davon, daß der Familienname „Hecht“ durchaus kein ausschließlich jüdischer ist. Tatsache ist auch, daß dem Staatsminister usw. Freiherrn Robert Lucius von Ballhausen schon wiederholt zur Last gelegt worden ist, jüdischer Abstammung zu sein, und zwar sowohl im

politischen Kampfe (1891), wie literarisch. Zutreffend ist aber diese Behauptung nicht. Die Abstammung des ersten Freiherrn aus dem Geschlechte, zu dem übrigens auch der Mitbegründer der „Höchster Farbwerke Meister, Lucius und Brüning“, der verstorbene Dr. Eugen Lucius, gehörte, geht bis auf einen Johann Hieronymus Lucius zurück, der 1698 geboren war. Die zwingenden Beweise für die Richtigkeit dieser Abstammung liegen mir vor. Johann Hieronymus besaß schon ein Haus zu Erfurt und war, was hier wichtig ist, Mitglied der dortigen Weberinnung, während Juden oder Nachkommen von Juden zu jenen Zeiten bekanntlich keinen Zutritt zu den Innungen hatten. Überdies steht fest, daß Johann Hieronymus, der am 27. Dezember 1756 zu Erfurt verstorben ist, vor seinem Hinscheiden mit den „Sterbesakramenten“ versehen wurde und in der Allerheiligen-Kirche zu Erfurt vor dem Altar begraben liegt, also nicht nur ein Katholik war, sondern ein sehr angesehener Katholik gewesen sein muß.

Besagter Johann Hieronymus war der väterliche Urgroßvater des Freiherrn Robert. Enkel von Johann Hieronymus und Großvater von Robert war Johann Anton Lucius, dessen Name auf dem bekannten Erfurter Patrizierhause der Lucius (an der Ecke des „Anger“ belegen!) steht, eines Hauses, das, als wertvolles Altertum, unter staatlichen Denkmalschutz gestellt ist. Der Semigotha erwähnt dieses „Familienhaus“ auch. Um so widerspruchsvoller ist es, daß er den nachmaligen Freiherrn Robert einen „Sohn des Fuldaschen Händlers Hecht!“ sein läßt!

Mit den vorstehenden Feststellungen dürfte der Annahme einer jüdischen Abstammung des Geschlechtes der Boden entzogen sein und ich möchte nur noch, freilich mit allem Vorbehalte, der Vermutung Raum geben, daß „Lucius“ hier nichts weiter ist, als eine Verlateinung des vielverbreiteten Geschlechtsnamens: „Loß“ oder „Luß“.

Endlich möchte ich noch einige Worte über das bekannte österreichische Großindustriellen-Geschlecht rheinischer (Eifel; Düren!) Herkunft der jetzigen Ritter von Schoeller sagen, von denen der Semigotha einerseits behauptet, sie „sollen ursprünglich

auch jüdisch gewesen sein“ und unter denen er namentlich andererseits das Haupt der Großhandlung „Schoeller & Co.“ in Wien: Philipp (Wilhelm) Ritter von Schoeller, Mitglied des Herrenhauses usw., zu Wien in das Geschlecht Schoeller lediglich durch Annahme an Kindesstatt hineingelangt und „aus jüdischem Blute des Paul Gustav Neufeld“ sein läßt. Um letztere Behauptung gleich vorweg zu erledigen, so ist sie vollkommen unwahr. Philipp (Wilhelm) ist vielmehr mit seinem Bruder Paul (Königlich Großbritannischer Generalkonsul und ebenfalls Mitglied des Herrenhauses) ein Sohn des christlichen Ehepaars: Paul Ritter von Schoeller und dessen Ehegattin Pauline, geborenen Schoeller, die beide aus Düren gebürtig waren. Was das Geschlecht Schoeller im ganzen anlangt, aus dem die vorgenannten Personen stammen, so gibt es eine sehr umfangreiche, vortreffliche „Geschichte der Familie Schoeller“, verfaßt von August Victor Schoeller, Rechtsanwalt bei dem Königlichen Landgericht Berlin I, jetzt Justizrat. Sie ist zu Berlin im Jahre 1894 erschienen, allerdings als Handschrift gedruckt und nicht im Handel. Schon sie läßt die Abstammung, das Aufsteigen, die Verzweigungen und die Geschichte des Geschlechtes auf das genaueste erkennen. Nach ihr war der mit Sicherheit damals schon nachgewiesene gemeinsame Stammvater aller späteren Mitglieder des Geschlechtes ein Joeris (Georg) Schoeller auf dem Hofe Wiszgen bei Schleiden, im Jahre 1550 zuerst dort aufgetaucht. Im Jahre 1910 hat dann der Fabrikbesitzer Hugo Schoeller zu Düren unter dem Titel: „Beiträge zur Geschichte der Familie Schoeller“ 644 von ihm später aufgefundene Urkunden veröffentlicht, die die Vorfahren des vorgenannten Joeris bis 1450 in der gleichen Gegend feststellen. In dem stillen Schleidener Tale wurden die Nachkommen des Joeris oder Georg nun zunächst zu kleinen Eisenindustriellen und deren Nachkommen erschließen dann vor ungefähr 175 Jahren (also vor etwas mehr als einem Drittel der Zeit, die die Gegenwart von dem Jahre 1450, demjenigen der ersten Erwähnung des erwiesenen ältesten Stammvaters, trennt!) dem Geschlechte in Düren andere Zweige der Großindustrie. Von jüdischer

Herkunft ist aber ganz und gar nicht die Rede! Dagegen berührt es gerade in diesem Falle ganz besonders peinlich, wenn ein Geschlecht, dessen Mitglieder erweislich in der Vergangenheit wegen ihres evangelischen Glaubens schweres erduldet haben, aus dem eine größere Zahl von evangelischen Geistlichen, Presbytern, Diakonen usw. hervorgegangen wäre, ohne daß irgend ein einigermassen haltbarer Grund dafür erkennbar wäre, ganz willkürlich vom Semigotha zu einem Geschlechte jüdischer Herkunft gemacht worden ist.

Hiermit könnte ich schließen, hätte ich nicht einige Worte „in eigener Sache“ zu sagen. Es ist nämlich, seit ich meine letzten Bemerkungen über den Semigotha in dieser Zeitschrift veröffentlicht habe, in zwei Berliner Blättern die Behauptung aufgetaucht, meine früh verstorbene Mutter: Stephanie, geborene Drury, aus Gent in Belgien, sei jüdischer Herkunft gewesen. Es geschah dies meines Wissens zum ersten Male in Nr. 101 vom 18. Dezember 1912 des Berliner Blattes „Deutscher Generalanzeiger“ und dann wieder in Nr. 38 der „Staatsbürger-Zeitung“ vom 14. Februar 1913. In ersterem Blatte wurde die Behauptung ganz bestimmt aufgestellt, im letzteren Blatt allerdings nur vermutungsweise, aber hinter den Geschlechtsnamen „Drury“ ist hier eine Klammer gesetzt, die den Namen „David“, mit einem Fragezeichen dahinter, enthält. Ich stelle demgegenüber folgendes fest. Die „Drury“ gelten für einen Zweig des alten, wohlbekanntesten Gentry-Geschlechtes: „Drury“, dessen Name in England sehr verbreitet ist. Die Schreibweise „Drury“ ist die gewöhnlichere. Vielfach kommt daneben auch diejenige: „Drewry“, namentlich in älteren Zeiten, vor, was ebenso ausgesprochen wird, wie jeder des Englischen Kundige bestätigen kann. Die „Drury“ nennt Burke, der weltbekannte Genealoge: „bekannt durch das Alter des Geschlechtes.“ Daß die Schreibweise „Drury“ und „Drewry“ in dem gleichen Geschlechte vielfach wechselt, ist feststehend. Daß derjenige Zweig, der sich „Drury“ schrieb und schreibt, zu dem gleichen Geschlechte gehört, ist nicht nur ständige Überlieferung der „Drury“, sondern es wird auch dadurch be-

stätigt, daß letztere mit den „Drury“ und den „Drewry“ das gleiche Wappenbild (crest) führen, nämlich einen laufenden Windhund. Mein mütterlicher Großvater war Zivilingenieur. 1879 verstorben, war er langjähriges Mitglied der „Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften“ (Royal Society) zu London. Mein mütterlicher Urgroßvater war ein angesehener Zimmermeister zu Colchester, dann zu London. Lebens Einzelheiten sind über ihn wenig bekannt. Man weiß, daß er mit dem Baronet Sir William Congreve in nahen Beziehungen gestanden, daß er für diesen im Jahre 1814 einen „Concordia-Tempel“ hergestellt hat, daß er, um 1800, mehrere Jahre lang Vorsitzender der alten, angesehenen, 1735 gestifteten Freimaurerloge zu Colchester gewesen ist. Alle diese Tatsachen sprechen, bei den damals in England herrschenden Anschauungen, gewiß nicht dafür, daß mein mütterlicher Großvater und Urgroßvater jüdischer Herkunft waren oder auch nur für Nachkommen von Juden gehalten haben! Ich stelle hier fest, daß ich es nicht als eine Unehre für mich ansehen würde, wenn meine Mutter von jüdischer Herkunft gewesen wäre, sondern als eine Tatsache, die meinerseits verschleiern zu wollen, lächerlich wäre. Ich würde deshalb mit diesen, meiner Ansicht nach, gänzlich belanglosen Einzelheiten meiner Abstammung die Öffentlichkeit auch gar nicht behelligen. Aber die Absicht der beiden vorgenannten Blätter war offenbar doch die, meine, an einzelnen Darstellungen des Semigotha geübte, beurteilende Tätigkeit durch die Unterstellung einer jüdischen Abstammung mütterlicherseits bei mir, als nicht unparteiisch und wissenschaftlich, sondern als voreingenommen und unwissenschaftlich hinzustellen. Und deshalb muß ich sowohl die vorbezeichnete Unterstellung, wie den Verdacht der Voreingenommenheit, als gänzlich unbegründet, hiermit entschieden zurückweisen.

Dr. Stephan Kekule von Stradonitz  
in Berlin.

### Kulturgeschichte

„Wandervogel.“ Geschichte einer Jugendbewegung von Hans Blücher. 2 Bände,

2. Auflage. Berlin, Bernhard Weise, 1912; 3. Band: Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen. Ein Beitrag zur Erkenntnis der sexuellen Inversion; ebenda 1912. 6,50 Mark für alle drei Bände.

Dies Buch hat mit Recht unter Wanderern und Oberlehrern viel Aufsehen erregt, mit Unrecht eine Beunruhigung im Wandervogel erzeugt. Soweit der Verfasser die Entstehung der Wanderbewegung aus dem romantischen Auflehnungsbedürfnis der Jugend gegen Zwang und hergebrachte Sitte darstellt, ist er ein feinsinniger Schilderer jugendlicher Gemütsart und ein äußerst talentvoller Schriftsteller; man kann begreifen, daß selbst erfahrene Erzieher dem ersten Teil zujauchzen und ihn den Wandervögeln empfehlen. Es liegt soviel Wahres in der kraffen Schilderung des Gegensatzes zwischen der sagenhaften, blasierten Großstadtjugend und dem urwüchsigem, etwas übertriebenem Naturburschentum des aufgehenden Wandervogels! Mit welcher Begeisterung mögen die Schulbuben den ersten originellen „Bachanten“ zugeströmt sein, endlich allein, ohne Aufsicht der Schule! Da fanden sie, was moderne Erzieher ihnen wünschten, der Natur der Sache nach ihnen aber nicht selbst geben konnten: Selbstständigkeit in ihrem Treiben außerhalb der Schulwände, romantische Abenteuer, verständnisvolle ältere Kameraden, eine freie, untereinander nach eigenen Bedürfnissen abgemachte Sittlichkeit, ein eigenes Leben, in das Schule und Elternhaus nicht hindernd eingreifen konnten.

Die ersten Bachanten und namentlich der „Oberbachant“ Karl Fischer, die Blüher mit feiner Kunst schildert, müssen in der Tat bestrickende Persönlichkeiten gewesen sein. Viele von den Wandervögeln lebten unverstanden vom Elternhause dahin und fanden keine Nahrung für ihr sehndes Gemüt. Die traurige Tatsache, daß die Jugend in tausend Fällen im Elternhause kein Verständnis für ihre innersten Bedrängnisse findet, daß die Familienerziehung nur allzuoft fecht und nutzlos eingerichtet ist, hat Blüher rückwärtslos gekennzeichnet, radikaler, als wir es gewohnt sind. Das ist ihm hart verdacht worden; aber er hat ja das Buch nicht für Kinder geschrieben, und mancher Vater mag

sich von Blüher sagen lassen, daß es äußerst bequem ist, für Erzeugung, Nahrung und Kleidung den Dant der Kinder als selbstverständliche Pflicht zu beanspruchen.

Wenn Blüher die aufrührerische Romantik als Wurzel des Wunderbaumes darstellt, so können wir ihm nur zustimmen und möchten wünschen, daß die begeisterte Kraft alles romantisch Natürlichen, Phantastischen, Unbegreifenen unserer Jugend nicht verloren geht, daß sie nicht schon in der blühenden goldenen Zeit zu geschäftsmäßigen Rugmenschen werde.

Aber, wenn Blüher mit einer ad hoc zurechtgemachten Definition als andere Wurzel der Wanderbewegung die sexuelle Inversion — zu deutsch „Zerbrunst“ — herausfindet, so ist das ein wissenschaftlicher Reinfall erster Ordnung. Die Briefe, die Blüher als Beweismaterial anführt, beweisen für seine Behauptung nichts. Man sieht aus einigen, daß im Wandervogel auch einige Zerbrünstige gewesen sind; andere können nur dann überhaupt mitzählen, wenn man mit Blüher glaubt, „daß man alles Sehnen nach Menschen eben sexuell verstehen muß, um es überhaupt zu verstehen“. Man wird zugeben, daß es mit dieser Definition leicht ist, den Wandervogel als „erotisches Phänomen“ zu erklären. Aber warum nur den Wandervogel? Ich mache mich anheischig, unter Anwendung zahlreicher Fremdwörter mit Blühers Mitteln jeden beliebigen Kegellub als „erotisches Phänomen“ zu erweisen.

Blüher hat durch einen Wortbetrug die schwärmerischen Freundschaften der romantischen Wanderbewegung als homosexuell bezeichnet, was übrigens für ihn keinen Vorwurf bedeutet und nach seiner Definition ja auch ganz ungefährlich ist. Wer aber nicht auf Blühers Erklärung geeicht ist, muß diese Darstellung als Lästerung des Wandervogels empfinden. Deshalb hat der Altwandervogel öffentlich gegen Blühers Buch Stellung genommen und ihn veranlaßt, der Wanderschaft fernzubleiben. Blüher ist, wie so viele auf humanistischen Gymnasien Erzogene, dem alleinseligmachenden Glauben an die modernsten naturwissenschaftlichen Entdeckungen anheimgefallen, von einer Orthogorie in die andere! Sein Buch bedeutet in dieser Hinsicht gar nichts; aber es ist leider nicht aus-

geblieben, daß viele, die dem Jugendwandern ohnehin nicht gewogen sind, sich auf Blüher's Beobachtungen berufen haben, und das leidige: *semper aliquid haeret* wird uns vielleicht noch allerlei Schaden tun. Darum mögen alle, die es ehrlich mit dem Wandern meinen, sich überzeugen, daß Blüher's „erotisches Phänomen“ eine Wortspielerei ist.

Traugott Friedemann in Einbeck

### Kunst

**Anton Genewein: „Vom Romanischen bis zum Empire.“** Eine Wanderung durch die Kunstformen aller Stile. Zwei Bände mit 947 Abbildungen. Leipzig, F. Hirt und Sohn. Geb. 9 M.

Im Vorwort verspricht der Verfasser, „das konstruktive Moment“ — gemeint, aber nirgends gesagt, ist: bei der Architektur — durchaus nur dort zu berücksichtigen, „wo es das Verständnis der Stilformen (gemeint ist: der Ornamentik) erfordere . . ., da deren genaue und gründliche Kenntnis erfahrungsgemäß im Vordergrund des allgemeinen Interesses steht“. Gewiß, wenn man die Kunst aus der Perspektive des technischen Hochschülers betrachtet. Und für diesen ist das Buch auch als „kurzgefaßtes übersichtliches Lehrbuch“ geschrieben; daneben auch für den „großen Kreis von gebildeten Laien“. Man kennt diese gebildeten Laien, die von der Kunst nichts ahnen, als daß es sogenannte „Stile“ gegeben habe, und die sich bereits als Kunstkenner fühlen, wenn sie Gotisch und Romanisch unterscheiden können, d. h. wissen, daß im romanischen Stil „alles rundbogig“ und im gotischen „alles spitzbogig“ ist. Man glaubte freilich, daß diese Laien, deren Anmaßung, mit der Kunst Brüderschaft ausgemacht zu haben, ein schlimmes Hindernis für eine wirkliche Durchdringung des Volkes mit künstlerischem Empfinden ist, daß sie allmählich der Vergangenheit anzugehören begannen. Allein Professor Genewein kommt und belehrt uns, daß es doch noch eine Menge solcher Laien geben müsse; denn für sie — und für all die ähnlich unbelehrbaren Architekten und Maurermeister, welche manche Technische Hochschulen entlassen — und ganz ausdrücklich für sie ist das Buch gemacht. Für sie der Schlußsatz des Ganzen, der uns

mit der erfreulichen Versicherung entläßt, daß die „Wiederholung der einzelnen Stile, vom Romanischen angefangen bis zum Empire, bis zum heutigen Tage andauere“. Man merke es: bis zum heutigen Tage. Für Genewein und seine Gemeinde existiert also einfach unsere ganze Entwicklung seit 1895 nicht. Das ist auch ein Standpunkt.

Es ist natürlich nur eine Konsequenz dieses Standpunktes, daß die Abbildungen bis auf wenige (meist der französischen Renaissance angehörenden) Ausnahmen nicht nach der Natur, sondern nach „Wandtafeln“ hergestellt sind (bezeichnend für die Art, in der angehende Baumeister die Kunstwerke der Vergangenheit kennen lernen, ist das unnachahmlich schematische dieser Unterrichtstafeln); daß die sogenannten Stile nach Ornamentkategorien (statt nach ihrer tektonischen Entwicklung) gelehrt werden: Gesimse, Decken, Dächer, Säulensüße, Hermen, Baluster, Grundrisse, das Ornament usw. heißt es da durcheinander; und in jeder Kategorie werden zwei bis vier „Stile“ jedesmal abgehandelt, meist mit ein paar Zeilen. Daß bei dem absichtlichen Verzicht auf die konstruktiven Elemente sonderbare Sachen mit unterlaufen, versteht sich. Z. B. I, 33 behält die Gotik die romanischen Eisen nur am Anfang bei, später tritt der Strebepfeiler an deren Stelle (!) (gotische „Eisen“ gehören erst der Backsteinarchitektur des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts an!). Gewölberippen treten als romanische Erfindung auf (I, 84), weil der Verfasser in der Eile ja nicht auf die Unterschiede zwischen französischer Frühgotik und deutschem Übergangsstil einzugehen braucht. Daß er aber auch auf seinem eigenen Gebiet kein Gefühl für das Lebendige des Ornaments und seiner Entwicklung hat, beweist das Versagen gegenüber so reifen und prachtvollen Gebilden wie dem barocken Kankhus (II, 264) und vollends dem Kollwerk und Knorpelstil (II, 275, 277), von denen er das erste nicht einmal dem Namen nach kennt! Daß „Kapitäl“ (II, 184) nicht der Pluralis von Kapital ist, sondern Kapitelle bedeuten soll, erfährt man nur aus den Abbildungen.

Schließlich könnte das Werk mittels seiner 947 Abbildungen wenigstens zur raschen Orientierung über bestimmte Stilmerkmale

dienen. Aber damit ist es auch nichts, weil nur in seltenen Fällen wirklich markante Beispiele gewählt sind und weil alle und jede Zeitangabe mit der Sorgfalt eines Nicht-Kunsthistorikers vermieden worden ist.

Dr. Paul Ferd. Schmidt in Magdeburg

**Emile Verhaeren: „Rembrandt“, „Rubens“** (Insel-Verlag, Leipzig. Jedes Buch geb. 3 M.). Die Kunst Emile Verhaerens ist aus tiefster Liebe zur Heimat erwachsen. Sein erstes Versbuch Les Flamendes birgt Gedichte, die in ihrer landschaftlichen Intimität und düsteren Färbung an Rembrandt gemahnen, und wiederum andere, welche durch den Jubel des Kolorits und die erstaunliche Vitalität auf Rubens hinweisen. Es ist darum nicht verwunderlich, daß ihm Monographien über diese beiden Maler gelungen sind, die groß und einfach wirken, die ohne Phrase das sagen, was Rembrandt und Rubens für unsere Tage bedeuten. Es wäre ein Versehen, wollte man diese Bücher als kunsthistorische Arbeiten werten; es sind Betrachtungen eines sehenden, liebenden Dichters, Essays voll Dankbarkeit und staunender Freude. Verhaeren vermeidet es, äußerliche, altgewohnte Vergliederungen aufzunehmen; „was wir versuchen wollen, ist, eine Studie zu geben, die nicht von außen, sondern von innen zu erfassen strebt.“ So wächst die wunderfame, fast legendäre Persönlichkeit Rembrandts, des größten Malers, vor unseren Augen und verliert doch niemals das Letzte, den Schauer, welcher immer um das Erhabene weht. „Er ist von nirgends her, weil er von überall ist . . .“

Er ist die Vergangenheit, die Gegenwart, die Zukunft. Er ist, um es ganz zu sagen, einer jener zauberhaften und seltenen Sterblichen, in denen jene Vollendung sich atmend entwickelt, die sich die Dichter vom Gotte machen, und die von Jahrhundert zu Jahrhundert in der Brust anderer übermenschlichen Wesen sich erschließt. — Und daneben Rubens! „Das Werk dieses Meisters ist eine gewaltige Ode an die Freude.“ In Flandern, diesem schwellenden, übermütigen Lande voll heidnischen Jubels und Ungeflüms, erwuchs dieser kraftstrotzende, lebenbejahende Maler. Und Verhaeren singt ihm einen Hymnus; der

Dichter der Rythmes souverains feiert ihn voll Enthusiasmus. „Sein ganzes Werk entfaltet sich in Prunk und Gepränge; es ist ein Zug von Bildern einem letzten Gipfel des Ruhmes entgegen, den glühende Sonnen erleuchten, die kein Verdunkeln kennen.“ „Als Gesamturteil darf festgestellt werden, daß Rubens, wenn nicht der größte, so doch sicherlich der schöpferischste aller Maler gewesen ist.“

Stefan Zweig besorgte die ausgezeichnete Übertragung dieser schönen Bücher und bewies aufs neue, daß man ihm Dank schulden muß für die Begeisterung, mit welcher er Verhaerens Werk in Deutschland verkündet und ausbreitet. Die Bände sind mit zahlreichen Abbildungen geschmückt; leider ist das Format für die Reproduktion großer und bewegter Gemälde ein zu schwächtiges, so daß manche Undeutlichkeiten zu beklagen sind; auch fehlen leider einige Bilder, die im Texte besonders namhaft gemacht und erläutert sind. Der Druck ist klar und angenehm und der Preis ein verhältnismäßig geringer. Die Bücher bedeuten einen wertvollen Besitz für alle, die Verhaeren, Rembrandt und Rubens verstehen, bewundern und lieben.

Ernst Ludwig Schellenberg in Weimar

### Tagesfragen

Die Auseinandersetzungen über die Frage der Besetzung philosophischer Professuren mit Forschern, deren Arbeitsgebiet in erster Reihe die Psychologie ist, nehmen immer schärfere Formen an. Durch die Tagespresse ist bekannt geworden, daß im Wintersemester 1912/13 von den Professoren Cucken, Gussler, Ratorp, Niehl, Bindelband und Ridert eine Bewegung zugunsten der „reinen Philosophen“ eingeleitet wurde (vgl. die Grenzboten Nr. 15 d. J. S. 93). Das Vorgehen dieser Herren wird nun von Professor Marbe in Würzburg einer Kritik unterzogen, auf die weite Kreise des Publikums aufmerksam gemacht werden müssen, weil auch jene Gruppe von Philosophen sich an die breite Öffentlichkeit gewandt hat.

Die soeben erschienene Broschüre von Marbe „Die Aktion gegen die Psychologie“ (Verlag von G. B. Teubner, Leipzig und Berlin 1913; Preis 0,80 Mark) kennzeichnet die Protesterklärung der genannten sechs Professoren, für die sie unter den Universitätslehrern

Unterschriften gesammelt und die sie dann an die deutschen philosophischen Fakultäten Österreichs, der Schweiz und Deutschlands, sowie an die den Fakultäten vorgesetzten Verwaltungsbehörden verschickt haben, als eine Schädigung der Psychologie und ihrer Vertreter. Die „Erklärung“ fordert zwar nur eine reinliche Trennung der Philosophie und Psychologie durch Errichtung eigener Lehrstühle für die Psychologie — eine Forderung, die auch von vielen Psychologen für die Zukunft erhoben wird, aber beim gegenwärtigen Stand der Dinge für die Psychologie verhängnisvoll wäre. Gegenwärtig gehört nur die Philosophie zu den Pflichtfächern, die Psychologie wird nur im Rahmen der Philosophie geprüft, ihre Bedeutung als Lehrfach würde also herabgesetzt, wenn nur „reine Philosophen“ die philosophischen Lehrstühle einnehmen könnten. Die Regierungen werden sich hüten, an allen Universitäten Professuren für ein Fach zu errichten, das als Lehrfach vollständig brach liegt, zumal die Einrichtung psychologischer Professuren im Geiste moderner Wissenschaft sehr kostspielig ist, weil ein Institut mit entsprechenden Apparaten und Hilfspersonal dazu gehört. Würden also von nun an im Sinne der „Erklärung“ Gelehrte, die sich vornehmlich oder ausschließlich mit der modernen Psychologie beschäftigen, nicht mehr auf philosophische Lehrstühle berufen, so wäre für sie überhaupt kein Raum und damit wäre naturgemäß die Entwicklung der Psychologie unterdrückt. Was aber die moderne Psychologie, abgesehen von der theoretischen Spezialforschung, als Hilfswissenschaft für die übrigen Wissenschaften und für die Praxis bedeutet, hat Marbe im ersten Hefte der von ihm kürzlich begründeten Zeitschrift „Schritte der Psychologie und ihrer Anwen-

dungen“ (Verlag von G. B. Teubner in Leipzig und Berlin) in fesselnder Weise dargestellt. Die Lektüre dieser Schrift, die von dem glänzenden Aufschwunge der jungen Wissenschaft zeugt, führt uns vor Augen, was für einen Verlust an geistigen Schätzen eine durch äußere Umstände bedingte Beeinträchtigung ihrer Entwicklung nach sich ziehen würde.

Marbe läßt es bei einer theoretischen Auseinandersetzung mit der „Erklärung“ nicht bewenden, er untersucht sie auch — man ist versucht zu sagen: experimentell! Dabei stellt sich heraus, daß die Unterschriften, die die Erklärung gefunden hat, wohl kaum ein zutreffendes Bild von der tatsächlich herrschenden Stimmung in den beteiligten Kreisen geben. Ihre große Anzahl — die trotzdem eine Minorität der ordentlichen Professoren der Philosophie bedeutet — beweist nicht viel, weil nur 7 Prozent der Unterzeichner gegen 51 Prozent der Nichtunterzeichner psychologische Forschungen im modernen Sinne veröffentlicht haben, und da überdies die Zahl der abgehaltenen Vorlesungen im Laufe der letzten Jahrzehnte bei jenen viel geringer ist als bei diesen, muß angenommen werden, daß die Nichtunterzeichner in Sachen der Psychologie die kompetenteren Beurteiler sind. Marbe bestreitet, daß sich irgendwelche sachlichen Gründe für die Verdrängung der Psychologen aus den Ordinariaten für Philosophie geltend machen lassen und wünscht, daß die Frage der Errichtung spezieller psychologischer Professuren nicht mit Hilfe der Gegner der Psychologie gelöst werde. Die Besetzung der philosophischen Lehrstühle soll wie bisher lediglich von der Tüchtigkeit der Persönlichkeit abhängig gemacht werden.

M. K.



**Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.**  
 Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

**An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a,  
 Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Umland 8680, des Verlags: Amt Bülow 6510.  
 Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.  
 Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 86/87.**